

Donna Leon
Feine Freunde

Brunetti schlief nicht gut in dieser Nacht; immer wieder weckten ihn die Erinnerungen des Tages. Er machte sich klar, daß Zecchino ihn wegen des Mordes an Rossi vermutlich angelogen und viel mehr gesehen und gehört hatte, als er zugab: warum wäre er sonst so ausweichend geworden?

Er hatte es schon vor einiger Zeit vier Uhr schlagen hören, als er sich endlich vornahm, heute vormittag noch einmal zu diesem Haus zu gehen und zu versuchen, Zecchino zum Reden zu bringen; kurz danach sank er in einen friedlichen Schlaf und erwachte erst wieder, als Paola schon zur Universität und die Kinder zur Schule gegangen waren.

Nachdem er sich angezogen hatte, rief er in der Questura an, um zu sagen, daß er später kommen werde, dann ging er ins Schlafzimmer zurück, um seine Pistole zu suchen. Er zog einen Stuhl an den Schrank, stieg hinauf und sah auf dem obersten Brett ein Kästchen stehen, das sein Vater bei Kriegsende aus Rußland mitgebracht hatte. Das Vorhängeschloß befand sich ordnungsgemäß an der Haspe, aber ihm fiel beim besten Willen nicht ein, wo er den Schlüssel hingetan hatte. Er nahm den Kasten herunter und trug ihn zum Bett. Oben auf dem Deckel war ein Zettel geklebt, und darauf stand in Chiaras sauberer Handschrift: »*Papà – Raffi und ich wissen ja eigentlich nicht, daß der Schlüssel hinter dem Bild in Mammars Arbeitszimmer klebt. Baci.*«

Er holte den Schlüssel und überlegte kurz, ob er auf dem Zettel noch etwas dazuschreiben sollte; aber nein, er wollte sie lieber nicht noch ermutigen. Er schloß den Kasten auf, nahm die Pistole heraus und steckte sie in das lederne Holster, das er schon vorhin an seinen Gürtel geschnallt hatte. Dann stellte er den Kasten wieder in den Schrank und machte sich auf den Weg.

Die *calle* war wie schon die beiden anderen Male, die er hierhergekommen war, menschenleer, und auf dem Gerüst waren auch keine Arbeiten mehr im Gange. Er zog die Eisenlasche vom Holz ab und betrat das Haus, doch diesmal ließ er die Tür hinter sich offen. Er unternahm auch keinen Versuch, leise aufzutreten oder sein Hiersein sonstwie zu verbergen. Am Fuß der Treppe blieb er stehen und rief: »Zecchino, hier ist die Polizei. Ich komme rauf.«

Er wartete eine kleine Weile, aber von oben kam keinerlei Antwort. Er bedauerte, daß er keine Taschenlampe mitgebracht hatte, und als er in den ersten Stock hinaufging, war er darum froh um das bißchen Licht, das von hinten durch die offene Tür hereinfiel.

Oben blieb er stehen. Rechts und links des Treppenabsatzes befanden sich zwei Türen, eine dritte bildete das Ende des kurzen Flurs. Durch einen kaputten Fensterladen links von ihm kam genügend Helligkeit herein. Er wartete, rief noch einmal Zecchinos Namen und ging dann, durch das Schweigen sonderbar beruhigt, zur ersten Tür auf der rechten Seite.

Hinter dieser Tür fand er, wie er gehofft hatte, Zecchino, und er fand auch das Mädchen. In dem trüben Lichtschein, der durch ein verdrecktes Oberlicht hereinsickerte, sah er sie zum ersten Mal. Sie lag auf Zecchino. Ihn mußten sie zuerst umgebracht haben, oder er hatte als erster aufge-

geben und war unter dem Hagel von Schlägen zusammengebrochen, während sie weitergekämpft hatte, vergebens, nur um am Ende auf ihn zu fallen.

»*Gesù bambino*«, sagte Brunetti leise, als er die beiden sah, und mußte sich beherrschen, um kein Kreuzzeichen zu machen. Brunetti sah von Zecchino den Hinterkopf, von dem Mädchen das Gesicht, oder was von dem Gesicht noch übrig war. Offenbar hatte man beide totgeschlagen: Zecchinos Schädel hatte nichts Rundes mehr; bei dem Mädchen war die Nase fort, zertrümmert von so einem schweren Schlag, daß nur ein Stück Knorpel übrig war, das auf der linken Wange lag.

Brunetti wandte sich ab und sah sich in dem Zimmer um. Er sah eine blutige Spritze liegen, und sofort fiel ihm ein Gedicht ein, das Paola ihm einmal vorgelesen hatte: Da versuchte der Dichter eine Frau zu verführen, indem er ihr sagte, daß ihrer beider Blut in dem Floh vermischt sei, der sie beide gebissen habe. Damals hatte er es als krankhaft empfunden, die Vereinigung von Mann und Frau auf diese Weise zu betrachten, aber es war nicht krankhafter als die Nadel, die auf dem Fußboden lag, daneben ein paar weggeworfene Plastiktütchen, wahrscheinlich nicht viel größer als die, die man in Roberto Pattas Jackentasche gefunden hatte.

Wieder unten, nahm Brunetti das *telefonino* aus der Tasche, das er heute vorsorglich mitgenommen hatte, und rief in der Questura an.

Sie kamen endlich, und er fragte sie, wen sie für die Leichenschau bestellt hätten, und war froh zu hören, daß es Rizzardi war. Er rührte sich nicht vom Fleck, als die Männer ins Haus gingen, und als zwanzig Minuten später der Pathologe kam, stand er immer noch da. Zur Begrüßung nickten sie einander zu.

»Schon wieder einer?« fragte Rizzardi.

»Zwei«, sagte Brunetti, wobei er sich dem Haus zuwandte und vorausging.

Die beiden Männer gelangten ohne Schwierigkeiten nach oben, denn inzwischen waren alle Fensterläden offen, und es fiel genug Licht herein. Am Kopfende der Treppe wurden sie, mottengleich, zu den grellen Lichtern der Kriminaltechniker hingezogen, die das Zimmer und den Korridor erhellten.

Rizzardi ging hin und betrachtete die beiden Leichen zunächst von oben. Dann zog er Gummihandschuhe an und bückte sich, um zuerst den Hals des Mädchens, anschließend den des Jungen zu befühlen. Dann stellte er seine Ledertasche auf den Boden, ging neben dem Mädchen in die Hocke, griff über sie hinweg und rollte sie von anderen Leiche herunter, wobei er sie auf den Rücken drehte. Da lag sie nun und starrte an die Decke, und auf einmal glitt ihre eine zerschlagene Hand über ihren Körper hinweg und klatschte auf den Boden, was Brunetti erschreckte, denn er hatte es vorgezogen, den Blick abzuwenden.

Er ging näher, stellte sich neben Rizzardi und sah nach unten. Ihr kurzes, mit Henna dunkelrot gefärbtes Haar klebte fettig und verdreht an ihrem Kopf. Er stellte fest, daß die Zähne, die sich durch den Schlitz ihres blutigen Mundes zeigten, ebenmäßig und weiß waren. Um den Mund herum klebte geronnenes Blut, aber das Blut aus der zerschlagenen Nase war ihr, als sie auf dem Boden lag, offenbar in die Augen geflossen. Ob sie hübsch gewesen war? Oder unansehnlich?

Rizzardi faßte Zecchinos Kinn und drehte den Kopf des Jungen ins Licht. »Beide wurden durch Schläge auf den Kopf getötet«, sagte er, wobei er auf eine Stelle links an

Zecchinos Stirn zeigte. »Das ist nicht einfach und erfordert sehr viel Kraft. Oder viele Schläge. Und es ist kein schneller Tod. Aber wenigstens haben sie nach den ersten Schlägen nicht mehr viel gefühlt.« Er betrachtete wieder das Mädchen und drehte ihr Gesicht zur Seite, um sich eine dunkle Delle an ihrem Hinterkopf näher anzusehen. Dann zeigte er auf zwei Druckstellen an ihren Oberarmen. »Ich würde sagen, sie wurde festgehalten, während auf sie eingeschlagen wurde, vielleicht mit einem Stück Holz oder einem Rohr.«

Keiner von ihnen hielt es für nötig, dazu einen Kommentar abzugeben oder hinzuzufügen: »Wie Rossi.«

Rizzardi erhob sich, zog die Handschuhe aus und steckte sie in seine Jackentasche.

»Wann kommen Sie dazu?« war die einzige Frage, die Brunetti einfiel.

»Heute nachmittag, nehme ich an.« Rizzardi fragte Brunetti wohlweislich nicht, ob er dabeisein wolle. »Wenn Sie mich nach fünf anrufen, müßte ich schon etwas sagen können.« Ehe Brunetti sich dazu äußern konnte, fügte Rizzardi gleich hinzu: »Aber viel wird es nicht sein – nicht viel mehr, als was wir hier sehen.«

Nachdem Rizzardi fort war, begannen die Kriminaltechniker mit ihrer tödlichen Parodie der Häuslichkeit: Sie fegten und wischten, hoben kleine Gegenstände auf, die auf den Boden gefallen waren, und sorgten für ihre sichere Aufbewahrung. Brunetti überwand sich, die Kleidertaschen der beiden jungen Leute zu durchsuchen, zuerst an den abgelegten Kleidungsstücken auf und neben den Matratzen, dann, nachdem er von Del Vecchio ein Paar Gummihandschuhe in Empfang genommen hatte, an den Sachen, die sie noch an hatten. In der Brusttasche von Zecchinos Hemd fand er drei weitere Plastiktüten, alle mit einem weißen Pulver drin. Er

gab sie an Del Vecchio weiter, der sie sorgsam beschriftete und zu den anderen Beweisstücken tat.

Da dieser Teil der Ermittlungen in seiner Zuständigkeit lag, war es das Mindeste, was er für die Toten tun konnte, dazubleiben, bis die Leichen weggeschafft und die Leute von der Spurensicherung überzeugt waren, daß sie alles gefunden, eingesammelt und untersucht hatten, was der Polizei bei der künftigen Suche nach den Mördern nützlich sein könnte.

Natürlich müßten sie jetzt noch herumfragen, die Gegend abklappern und sich überall erkundigen, ob einer sich erinnere, jemanden in die *calle* oder ins Haus gehen gesehen zu haben. Als er sich umdrehte, sah er, daß sich am anderen Ende der *calle*, dort, wo sie sich zu einer größeren Straße hin öffnete, schon eine kleine Gruppe von Leuten versammelt hatte, und ging auf sie zu, wobei er im Geiste schon die ersten Fragen formulierte.

Wie erwartet, hatte niemand etwas gesehen, weder heute noch überhaupt in den letzten Wochen. Er wußte ja nun aus langer Erfahrung, daß die meisten Italiener, wenn sie es mit der Polizei zu tun hatten, sich kaum an mehr erinnern konnten als an ihre eigenen Namen.

Weitere Fragen hatten Zeit bis nach dem Mittagessen oder bis zum Abend, wenn man damit rechnen konnte, die Leute, die in dieser Gegend wohnten, zu Hause anzutreffen. Aber er wußte, daß niemand zugeben würde, etwas gesehen zu haben. Es würde sich schnell herumsprechen, daß zwei Drogenabhängige in dem Haus gestorben waren, und nur die ganz seltene Ausnahme unter den Menschen würde ihren Tod als etwas Besonderes ansehen; den meisten wäre er die Umstände nicht wert, sich deswegen von der Polizei verhören zu lassen. Warum sich stundenlang einer Behandlung aussetzen, als wäre man ein Tatverdächtiger? Warum das Ri-

siko eingehen, sich möglicherweise von der Arbeit abmelden zu müssen, um sich weitere Fragen stellen zu lassen oder sogar vor Gericht zu erscheinen?

An Mittagessen konnte er jetzt nicht einmal denken, ebensowenig daran, das vorhin Geschehene in den Kreis seiner Familie mit hineinzuschleppen. Er rief Paola an, um ihr Bescheid zu sagen, ging in die Questura zurück und tat sein möglichstes, sich mit Routinearbeit zu betäuben, solange er auf Rizzardis Anruf wartete. Die Todesursache würde wahrscheinlich keine Neuigkeit für ihn sein, aber wenigstens eine Information, die er abheften konnte, und vielleicht würde er sogar ein wenig Trost daraus schöpfen, daß er dieses kleine bißchen Ordnung in das Chaos ihres plötzlichen Todes gebracht hatte.

Die nächsten vier Stunden verbrachte er damit, die in zwei Monaten angesammelten Papiere und Berichte zu sichten und ordentlich alles abzuzeichnen, was er gelesen und nicht verstanden hatte. Er griff gerade nach dem Telefon, als es klingelte.

»Guido«, begann der Pathologe ohne Einleitung, »als Sie sich heute morgen diese jungen Leute angesehen haben, nachdem ich fertig war – hatten Sie da Handschuhe an?«

Es dauerte einen Moment, bis Brunetti seine Überraschung verdaut hatte, und er mußte kurz nachdenken, bevor es ihm wieder einfiel. »Ja, Del Vecchio hatte mir welche gegeben.«

Rizzardi stellte eine zweite Frage. »Haben Sie ihre Zähne gesehen?«

Wieder mußte Brunetti sich in das Zimmer versetzen. »Mir ist nur aufgefallen, daß sie offenbar noch alle Zähne hatte, anders als die meisten Drogenabhängigen. Warum fragen Sie?«

»Sie hatte Blut an den Zähnen und im Mund«, erklärte Rizzardi.

Die Worte brachten Brunetti zurück in das verwahrloste Zimmer und zu den beiden Gestalten, die da übereinander auf dem Boden lagen. »Ich weiß. Es war ihr übers ganze Gesicht gelaufen.«

»Das war ihr eigenes Blut«, sagte Rizzardi, wobei er das »eigene« besonders betonte. »Das Blut, das sie im Mund hatte, war von jemand anderem.«

»Zecchino?«

»Nein.«

»O Gott, dann hat sie ihn gebissen«, sagte Brunetti. »Haben Sie genug davon, um...?« Er verstummte, weil er nicht so genau wußte, was Rizzardi damit anfangen konnte. Er hatte ellenlange Berichte über DNS-Vergleiche und Blut- und Samenproben gelesen, die als Beweismittel dienen konnten, aber weder besaß er das Fachwissen, um zu verstehen, wie das alles funktionierte, noch die intellektuelle Neugier, um sich für mehr zu interessieren als die Tatsache, daß es eben ging und daß man anhand der Ergebnisse Personen eindeutig identifizieren konnte.

»Ja«, antwortete Rizzardi. »Wenn Sie mir die Person bringen, kann ich sie dem Blut im Mund des Mädchens zuordnen.« Er verstummte, und Brunetti merkte an der gespannten Stille in der Leitung, daß Rizzardi noch viel mehr zu sagen hatte.

»Was ist denn?« fragte er.

»Sie waren positiv.«

Was meinte er? Die Ergebnisse seiner Tests? Die Proben?

»Ich verstehe nicht«, gestand Brunetti.

»Beide, der Junge und das Mädchen. Sie waren positiv.«

»*Dio mio!*« entfuhr es Brunetti, der endlich begriff.

»Das ist das erste, was wir bei Abhängigen nachprüfen. Er war mit der Krankheit schon viel weiter als sie; das Virus hatte ihn fest im Griff. Er hätte die nächsten drei Monate nicht überlebt. Haben Sie das nicht gesehen?«

Doch, Brunetti hatte es gesehen, aber nicht verstanden, oder er hatte vielleicht nicht allzu genau hinsehen oder das Gesehene verstehen wollen.

Statt auf Rizzardis Frage zu antworten, fragte er seinerseits: »Und das Mädchen?«

»Nicht ganz so schlimm; die Infektion war noch nicht so weit fortgeschritten. Deswegen war sie wohl auch noch stark genug, um sich zur Wehr zu setzen. Sie hatte ziemlich viel Fleisch zwischen den Zähnen hängen. Der, den sie gebissen hat, muß eine scheußliche Wunde haben.«

»Ist es auf diese Weise übertragbar?« fragte Brunetti, erstaunt über sich selbst, da er nach all den Jahren, in denen er überall davon gelesen und dauernd davon gehört hatte, noch immer nicht besser Bescheid darüber wußte.

»Theoretisch ja«, antwortete Rizzardi. »Es sind in der medizinischen Literatur Fälle beschrieben, in denen das offenbar der Übertragungsweg war, aber aus erster Hand habe ich nie von so etwas gehört. Ich halte es für möglich.«

»Wie schlimm ist denn dieser Biß?«

»Ich schätze, daß ihm am Arm ein ordentlicher Fetzen fehlt«, sagte er, und ehe Brunetti nachfragen konnte, erklärte er schon: »Sie hatte auch Haare im Mund. Wahrscheinlich vom Unterarm.«

»Wie groß ist die Wunde?«

Rizzardi dachte kurz nach und meinte danach: »Wie bei einem Hundebiß, sagen wir von einem Cockerspaniel.« Sie gingen beide nicht weiter auf diesen bizarren Vergleich ein.

»Groß genug, um damit zum Arzt zu gehen?« fragte Brunetti.

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Wenn sie sich entzündet, dann ja.«

»Oder wenn der Gebissene wußte, daß sie positiv war«, fuhr Brunetti fort. »Oder wenn er es hinterher erfährt.« Wenn einer wußte, daß er von einem HIV-Positiven gebissen worden war, würde er doch in heller Panik zum ersten besten rennen, der ihm sagen konnte, ob er sich angesteckt hatte, da war Brunetti sich ganz sicher.

»Gibt es sonst noch etwas Wichtiges?« fragte Brunetti

»Er hätte diesen Sommer nicht überlebt. Sie vielleicht noch das nächste Jahr, aber viel länger auch nicht.« Rizzardi verstummte kurz, um dann mit völlig anderer Stimme zu fragen: »Meinen Sie, daß es bei uns Narben hinterläßt, Guido – was wir alles sagen oder tun müssen?«

»Gütiger Himmel, das will ich nicht hoffen«, antwortete Brunetti leise.